

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überendung.

Klemens

Adresse: Саратовъ, типо-
литографія Г. Х. Шель-
горъ и К^о.

Inhalt. Amtliche Nachrichten.—1800 Jahre. Die Unbotmäßigkeit unserer Jugend.—Kreuz und Halbmond.—Zwischen Tod und Leben.—Korrespondenz.—Presstimmen.—Aus Welt und Kirche.—Litterarisches.—Allerlei.—Ankündigungen.—

Amtliche Nachrichten.

6. November. Ernawit: P. Johannes Albert zum Pfarrverwejer in Marienthal, Dekanat Katharinenstadt.

23. November
1901.

1800 Jahre.

23. November
1901.

Im Januar des Jahres 98 nach Christi bestieg Trajanus den römischen Kaiserthron. Zu das dritte Jahr seiner Regierung (101) fällt ¹⁾ der Tod des römischen Papstes Klemens I, der mit der Märtyrerkrone geschmückt wurde. Tausend achthundert Jahre sind seitdem verflossen, und jener Glaube, für den der heilige Klemens sein Leben hingab, ist bis jetzt unverfälscht geblieben. Tausend achthundert Jahre sind seitdem in das Meer der Ewigkeit verschwunden, und jenes Beispiel der Standhaftigkeit und der Geduld, das der hl. Papst hinterlassen, wirkt noch fortwährend und zeitigt noch die herrlichsten Früchte. Die Kirchenschriftsteller der ersten Jahrhunderte (Eusebius † 340, Hieronymus † 420) berichten uns, daß jener Klemens, den der hl. Apostel Paulus in seinem Briefe an die Philipper (4, 3.) erwähnt, der hl. Papst Klemens I. sei. Der Völkerapostel hat unserem Diözesanpatron ein großes Lob gespendet, indem er an den Bischof von Philippi schreibt: „Ich bitte dich, treuer Genosse, nimm dich ihrer an, die mit mir für das Evangelium gearbeitet haben in Gemeinschaft mit Klemens und meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen in Buche des Lebens stehen.“ Ein Mitarbeiter des hl. Apostels Paulus gewesen zu sein, was für ein Ruhm! Und dies gebührt dem hl. Klemens. Verkündigte er mit dem Völkerapostel das Evangelium, so hatte er auch mit ihm die Tugenden, welche dazu erforderlich sind. Heben wir daraus nur eine hervor, nämlich die Geduld. „Welches Wunder der Geduld stellt sich mir vor, wenn ich an den hl. Paulus denke!“ schreibt der berühmte deutsche Redner Hunolt. „Wer unter allen nach Christus hatte so viele Mühen, Drangsale und Beschwernisse zu leiden als Paulus. Vernehmet, wie dieser, obgleich demütige Mann, der sich anderwärts für den ärgsten und größten Sünder der Welt ausgibt und des Namens eines Dieners Christi nicht würdig schätzt, dennoch sich selbst rühmt, er habe mehr gethan als die übrigen Apostel, er sei mehr als sie. „Sie sind Diener Christi (daß ich es unweise sage), ich noch mehr.“ (2. Kor. 11, 23.) Der heilige Johannes Chrysostomus wundert sich über diese Worte und redet den hl. Paulus im

vertraulichen Gespräche also an: Heiliger Apostel, du sagst, du seiest mehr als die übrigen; so lege uns doch aus, worin dieses „mehr“ besteht; worin übertriffst du die anderen? Vielleicht in höherer Gelehrsamkeit und von Gott empfangener Weisheit, mit welcher du die Schrift auslegst, die darin enthaltenen Geheimnisse enthüllst und alle von der christlichen Wahrheit überzeugt? — „Nein, das war es nicht, worin ich mehr bin.“ — „So wird es vielleicht deine so mächtige und unerschrockene Barmherzigkeit sein, mit welcher du die Feinde des Glaubens ohne Furcht angreiffst und die Richter und Könige zittern machst, wenn du den Mund öffnest?“ — „Nein, auch dieses ist es nicht, dessen ich mich rühmen darf.“ — „Was denn? Wirfst du vielleicht mehr Wunder als andere?“ — „Noch nicht getroffen.“ — „Ja, nun weiß ich es; du wirfst von deinen Erscheinungen, von deinen wunderbaren Verückungen und Offenbarungen, von deiner Reise bis in den dritten Himmel sprechen?“ — „Noch viel weniger. Ich will dir es sagen, was es ist: Mein Ruhm besteht darin, daß ich unter allen anderen Aposteln am meisten gedehmütigt worden bin, mehr Kreuz und Elend ausgestanden habe, mehr verfolgt, von einem Orte zum anderen vertrieben und öfter gezeißelt worden bin. Mehr Mühseligkeiten habe ich erduldet. „Dreimal bin ich mit Nuten geschlagen, einmal bin ich gesteinigt worden, dreimal habe ich Schiffbruch gelitten, einen Tag und eine Nacht bin ich in der Meeresiefe gewesen, auf Reisen oftmals, in Gefahren von Flüssen, in Gefahren von Räubern, Gefahren vor meinem Volke, Gefahren vor Heiden, Gefahren in Städten, Gefahren in den Wüsteneien, Gefahren auf dem Meere, Gefahren von falschen Brüdern, bei Mühsal und Anstrengungen, bei vielfältigen Nachtwachen, bei Hunger und Durst, bei vielmaligem Fasten, bei Kälte und Blöße.“ (2. Kor. 11, 25—28.) Siehe, solche Drangsale sind es, wovon ich unter anderen den größten Teil erlitten habe, und dies ist es, worin ich meine Ehre setzte und meinem Gott am meisten dafür verpflichtet bin, daß er sich würdigte, mich mit dergleichen zu überhäufen. Darüber, wenn es mir jemals erlaubt ist, will ich mich rühmen.“

Nun ziehe daraus den Schluß. Der hl. Klemens war ein Mitarbeiter des hl. Paulus in seinen Arbeiten und in der Verkündigung des Evangeliums, so war er ebenfalls ein Gefährte seiner Verfolgungen, Gefahren und Widerwärtigkeiten. Wieviel mußte er nun noch leiden nach dem Tode des hl. Paulus, als er, zur höchsten Würde in der Kirche erhoben, als dritter nach dem hl. Petrus auf den päpstlichen Stuhl gesetzt wurde. In Rom, dem Mittelpunkt des Heidentums, sollte das zarte Reis des christlichen Glaubens angepflanzt werden. Dort, wo die Abgötterei ihren S a m m e l p u n k t gefunden hatte, sollte die a l l e i n w a h r e

¹⁾ Kirchl. Patrologie, I. B. S. 66. Vgl. Eusebius Kirchg. III. 15, 38., Hier. v. d. W. 15. Zum Jubiläum des hl. Klemens hatte man uns verprochen, einen ausführlichen Artikel über den hl. Klemens zu liefern, leider konnte der Verfasser seine Arbeit dem Drucke noch nicht übergeben. D. H.

Gottesverehrung eingeführt werden. Wie viele Mühseligkeiten, Kränkungen, Trübsale hatte der Papst da auszustehen! Wie wurde die Lehre verspottet, die Bekenner des wahren Glaubens verfolgt, geschmäht, verachtet, ja hingemordet. Und dies alles trug der hl. Klemens mit Geduld. In Geduld ging er mit den Seinigen in die Verbannung, in Geduld ging er in den Tod. Die Geduld ist es, die diesen Mitarbeiter des Apostels groß macht, und deren er sich rühmen kann. Die Geduld in Widerwärtigkeiten ist auch heute noch das Zeichen der wahren Jünger Christi. Die Auserwählten zur ewigen Seligkeit sind auch von Gott vorherbestimmt, in Leiden dem Sohne Gottes gleichförmig zu werden. Die Gelegenheit, in Widerwärtigkeiten Geduld zu üben, ist es, die Gott denen schickt, die er als seine Freunde und Kinder liebt. „Euch ist die Gnade zu teil geworden für Christus, nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden.“ (Philipp. 1, 29.) Und: „Durch viele Trübsale müssen wir in das Reich Gottes eingehen.“ (Apost. 14, 21.) Gott läßt den einen leiden, um ihn für die Sünden zu bestrafen, den anderen, um ihn höherer Verdienste zu würdigen, einen dritten, um ihn vor dem Sündenfalle zu bewahren. In jedem Falle sind die Leiden ein Zeichen der Liebe und Freundschaft Gottes. „Wen der Herr lieb hat, den züchtet er, er schlägt jedes Kind, das er aufnimmt.“ (Hebr. 12, 6.)

Stärken wir uns also durch das Beispiel des hl. Klemens in unseren Leiden. Blicke wir auf die Krone, die er für seine Leiden empfangen hat, und vergessen wir nicht, daß auch uns eine solche versprochen ist, wenn wir die Leiden mit Ergebung in den Willen Gottes demüthig hinnehmen.

Die Unbotmäßigkeit unserer Jugend.

Die Thatfache der zunehmenden Jugendverwilderung kann niemand leugnen. In den Straßen der Städte wird man unter den Kindern Gesichtsausdrücke sehen, welche den Stempel der Verwilderung, der Frechheit und der sittlichen Verkommenheit, ja oft des künftigen Verbrechertums an der Stirne tragen. Eine Hauptursache ist unstreitig die elterliche Erziehung. Wie oft wird den Kindern zu Hause die Unbotmäßigkeit gegen ihre Lehrer und Erzieher eingepflanzt, der Ungehorsam von Jugend an großgezogen, der ihnen dann fürs ganze Leben bleibt. Sie lernen die Schule als etwas betrachten, was ihrem Willen Einhalt gebietet und sie in Schranken halten soll, und werden von manchen Eltern, wenn nicht geradezu aufgefordert, doch unterstützt, sich dagegen anzulehnen. Wie oft geschieht es, daß die Eltern darüber lachen oder ruhig zuhören, wenn die Kinder über den Lehrer schimpfen und sich über denselben, wenn auch mit Unrecht, beklagen, ja, nicht selten schimpfen sie reblich mit. Dadurch wird der erste Schritt auf dem Wege der Unbotmäßigkeit gethan. Gibt aber das Kind Veranlassung zur Beschwerde, dann hat der Lehrer die Schuld, und es heißt sogleich: „Aber euer Lehrer zieht euch schön! Ihr lernt nette Sachen in der Schule!“ Wenn nun jemand fragt: „Wozu sind denn die Eltern da, und warum erziehen diese ihre Kinder nicht besser?“ so heißt die Antwort: „Ja, den Eltern folgen sie nicht.“

Allerdings, denn die Eltern haben das Kind von jeher unterstützt in seinem Widerstande gegen die Erziehungsge-

walt seines Lehrers und haben daher in des Kindes Seele auch die Nichtachtung vor dem Ansehen der eigenen Eltern gepflanzt. Man braucht sich daher nicht zu verwundern, wenn das Kind, nachdem es aus der Schule entlassen ist und keine Strafe mehr zu fürchten hat, sich jedem wohlthätigen Einflusse, den seine Eltern auszuüben genötigt sind, zu entziehen sucht.

Als spätere Dienstboten, Lehrlinge und Gesellen widersehen daher die so erzogenen Kinder sich ihrer Herrschaft oder dem Meister; als Staatsbürger den Befehlen und Verordnungen des Staates. Je mehr ihre körperliche Kraft zunimmt, und je mehr ihr Geist in der Schule zum Denken angeleitet wurde, desto gefährlicher und gewaltthamer werden die Mittel, welche die so verkehrt erzogene Jugend anwendet, über die Schranken hinwegzuschreiten, die ihrem Eigensinn und den sich nach und nach entwickelnden Leidenschaften im Wege stehen. Es ist daher dringend notwendig, daß der Geist der Zügellosigkeit und Ungebundenheit, wie er sich schon in frühester Jugend zeigt, mit allem Ernst und mit größter Entschiedenheit gebändigt werde; es ist dringend notwendig, daß die Eltern alles vermeiden, was nur irgend das Ansehen der Lehrer und Erzieher erschüttern kann.

Weitere Ursachen der Zügellosigkeit der Jugend sind die heute so stark hervortretende Genußsucht und Vergnügungswut. Man kann die Eltern oft sagen hören: „Ja, zu unerer Zeit war es doch nicht so! Wir waren nicht überall dabei und konnten die Ausgaben nicht machen, die heutzutage für Buß, Vergnügen und Genußsucht gemacht werden.“ Wer trägt denn aber die Schuld daran? Wie viele Eltern gibt es, die ihren noch kleinen Kindern keinen Wunsch verjagen können, die oft mit nicht geringen Geldopfern ihre Kleinen über alle Maßen und oft auf lächerliche Weise herauspuzen. Das Töchterchen oder Söhnchen muß schon im zarten Alter seine liebe Mutter oder seinen Vater auf den Ball, in das Theater und zu allen Vergnügungsgelegenheiten begleiten. In den Städten versteht es sich von selbst, daß den Kindern auch das Vergnügen des Theaters nicht verjagt bleibt. Es wird alles gethan, das Kind mit den Genüssen, welche die Welt bietet, bekannt zu machen, und es abzuführen von dem ernstern Zwecke, sich durch Entsjagung auf die harte Schule des Lebens vorzubereiten.

Nur durch frühzeitige Gewöhnung der Kinder an Verjagung oft unwichtig scheinender kleiner Wünsche, durch Zurückhaltung von allem, was sie ihrem Lebensziel entfremden könnte, wird es den Eltern gelingen, Kinder zu erziehen, die sich in allen, auch den schwierigsten Lebensverhältnissen zurechtzufinden wissen und in jeder Beziehung brave Menschen und tüchtige Staatsbürger werden. Dann werden die Kinder im späteren Alter noch es ihren Eltern Dank wissen, denn die gute und sorgfältige Erziehung ist ein Segen geworden für alle. S.

Krenz und Halbmond.

Die Eroberung Konstantinopels.

(29. Mai 1453.)

(Fortsetzung.)

Der Sultan Murad II. wagte nicht, Konstantinopel anzugreifen, weil er fürchtete, daß die abendländischen Fürsten gegen ihn sich erheben würden. Sein Sohn und Nachfolger Muhammed II. war anderer Meinung. Als er in einer

Nacht so von Eroberungsplänen geplagt wurde, daß er keinen Schlaf finden konnte, ließ er seinen Minister kommen und sprach zu ihm: „Beschaffe mir Konstantinopel!“ Und indem er auf sein verwülltes Lager hindeutete, rief er: „Du siehst, daß ich mich hier die ganze Nacht auf meinem Kissen herumwälze; mein Geist kann keine Ruhe, mein Auge keinen Schlaf finden; ich sage dir, laß dich weder durch Silber, noch durch Gold betheuen. Laß uns mit Mut und Ausdauer kämpfen.“ — „Ihr werdet es haben,“ gab der Minister zur Antwort. Es fehlte jetzt nur noch an der nächsten Veranlassung zum Kriege, und diese ließ nicht lange auf sich warten.

In Konstantinopel lebte ein türkischer Prinz Urchan. Um ihn zu bewachen, zahlte der Sultan den Griechen jährlich eine hohe Summe Geldes. Als sich nun Muhammed gegen seinen Feind in Karamanien (in Asien) wandte, glaubten die Griechen in ihrer Verblendung, eine drohende Sprache gegen den Sultan führen zu können. Sie schickten eine Gesandtschaft in sein Lager mit der Forderung, der Sultan sollte zum Unterhalt des Prinzen die doppelte Summe liefern, sonst würden sie denselben als Thronbewerber aufstellen. Über ein solches Gebaren der Griechen wurde Muhammed im höchsten Grade aufgebracht. Er versprach das Verlangte, entwarf aber zugleich den Plan, um seine Rache an den Griechen anzuknüpfen. Sein Minister Chalif, welcher bisher den Griechen günstig gewesen war, rief aus: „Thörichte Leute, ihr kommt uns zu schrecken, wie wenn wir Sklaven wären. Hütet nur den Urchan zum Herrn von Thracien aus, es wird euch nichts nützen, vielmehr wird das, was ihr noch besitzt, auf uns übergehen.“ Daß diese Drohung ganz nach dem Sinne des Sultans war und nicht bloße Worte bleiben sollte, bewies Muhammed durch seine Verordnungen. Mit dem Fürsten von Karamanien schloß er eilig Frieden, seinen Janitscharen verließ er hohe Summen, um so, von äußeren Feinden frei und im Inneren verstärkt, alle Kraft gegen die Hauptstadt der Griechen aufbieten zu können. Beim Beginne des Winters 1451—1452 schickte er Befehle in alle seine Provinzen, daß sie tausend Bauhandwerker, eine große Anzahl Kalkflößer und andere Arbeiter, wie auch Steine und andere Materialien bereit halten sollten; denn nächsten Frühjahrs gedente er oberhalb Konstantinopels eine Festung zu bauen. Die Griechen sahen die ganze Bedeutung eines solchen Unternehmens voraus. Furcht und Schrecken ergriff alle in der Stadt, wie auf dem Lande. „Jetzt ist das Ende der Stadt da,“ riefen sie, „das sind die Vorboten des Unterganges unseres Geschlechtes.“ Der Kaiser Konstantin (1448—1453) schickte Gesandte in die Residenzstadt des Sultans, die wegen des beabsichtigten Baues der Festung Einsprache erheben sollten. Der Sultan aber gab zur Antwort, daß er denjenigen, der ihm noch einmal wegen dieser Angelegenheit kommen werde, die Haut abziehen lassen werde. Als Platz für die Festung hatte er jene Stelle am Bosporus gewählt, wo eine starke Strömung die Schiffe von der asiatischen Seite nach der europäischen treibt. Sobald der Frühling ins Feld gezogen war, machte der Sultan sich an die Arbeit. In kurzer Zeit entstand ein ungeheures Gebäude. Die Mauern waren zweiundzwanzig bis fünfundzwanzig Fuß dick, die Thürme sechszig Fuß hoch und mit Blei gedeckt. Die Türken gaben der Festung den Namen „Falsabschneider,“ was sie auch war, denn jetzt konnte der Sultan der Hauptstadt des griechischen Reiches jede Zufuhr vom Schwarzen Meere abschneiden. Noch einmal schickte der Kaiser einen Gesandten an den Sultan mit einem würdigen Schreiben. Muhammed ließ den Gesandten enthaupfen und erklärte dem Kaiser den Krieg. Dieses geschah im Juni 1452. Auf beiden Seiten wurde nun nach allen Kräften gerüstet. Schon im Mai desselben Jahres hatte der Papp Nikolaus V. den Kardinal Aidai, einen geborenen Griechen, nach Konstantinopel mit 200 Mann Hilfstruppen gesandt. Sobald der Papp erfahren hatte, daß Konstantinopel von den Türken belagert werde, ließ er die Kardinalen um sein Sterbebett versammeln und erklärte, er sei seit entschlossen, den Griechen zu Hilfe zu kommen. Er sei sich aber bewußt, daß er allein nicht mächtig genug sei, die Türken zu schlagen, und daher habe er den Kaiser gebeten, derselbe möge sich auch an andere Fürsten wenden. Deshalb sandte Nikolaus V. dem Kaiser zehn päpstliche Bakeren. Jedoch diese Flotte hat die Türken nicht mehr angegriffen, denn bevor sie dazu kam, war das Los der Hauptstadt bereits entschieden. Mit einem ungeheuren Heere von 160,000 Mann hatte Muhammed am 6. April 1453 sein Lager unweit von Konstantinopel aufgeschlagen. Dieser Streitmacht konnte der griechische

Kaiser nur 4,973 Griechen und ungefähr 2,000 Fremde gegenüberstellen. Vierzehn Batterien wurden längs der Stadtmauer aufgestellt und außer diesen noch zwölf große Geschütze an verschiedenen anderen Punkten bereit gehalten. Zehn Tage hindurch donnerten die Kanonen gegen die Stadt. Ein Ungare, Namens Orban, hatte für Muhammed eine Rieskanone gegossen. Um sie fortzubewegen, spannte man vor dieselbe fünfzig Paar Ochsen. Hundert Pfund Pulver waren nötig, um sie einmal zu laden. Die Kugeln waren ganze Steinhäufen und wogen bis 30 Pud. Achtmal am Tage wurde sie abgeschossen, und wo ihre Kugeln trafen, da gab es einen tüchtigen Riß. Am achten Tage zerplatzte sie und schleuderte die Leiche Orbans gegen die Stadt, gleichsam als Strafe dafür, daß er den Türken gegen die Christen beistehete. Einem solchen Angriffe gegenüber konnte die Stadt auf die Dauer nicht widerstehen. Jedoch erwiesene die italienischen und die anderen fremden Truppen achtenswerten Heldenmut. Innen ging der Kaiser mit mutigem Beispiele voran. Sie verbesserten die Risse und legten Mienen, so daß Muhammed ausrief: „Wie hätte ich an diesen Heldenmut geglaubt, und wenn es mir auch 37,000 Propheten vorhergesagt hätten.“ Die türkische Flotte erlitt sogar eine Niederlage, wobei 12,000 Mann und mehrere Schiffe zu Grunde gingen. Das Verhalten vieler Griechen während der Belagerung war sehr tadelnswert. Anstatt sich am Kampfe zu beteiligen, trösteten sie sich mit den einfüßigen Vorhergesagungen einiger Mönche, gemäß welchen die Türken zwar in die Stadt eindringen, aber nur bis zur Säule Konstantins kommen würden, dann würde ein Engel vom Himmel dieselben nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus Europa vertreiben. Doch der Kaiser und der tapfere Justinian thaten alles, was in ihren Kräften lag, um die Stadt zu retten. Nachdem Konstantin den Seinigen neuen Mut eingehaucht und in der Sophienkirche die Sakramente empfangen hatte, warf er sich auf sein Knie und begab sich zu seinen tapferen Verteidigern. Die Nacht vor dem 29. Mai war hell und schön. Die Griechen sahen im Lager der Türken die vielen Wachfeuer und die eifigen Vorbereitungen zum Sturm.

Um seinen Soldaten Mut einzulößen, hatte der Sultan denjenigen, welche zuerst die Mauern erstürmen würden, die eintäglichen Unter verheißen, außerdem Reichthümer und Ehre, soviel sich ein jeder nur denken könne. Die Kostbarkeiten, die Gesangenen, die Frauen sollten den Kriegern gehören, nur befahl er die Häuser zu schonen, denn er gedachte Konstantinopel zu seiner Residenz zu machen. In der Stadt waren nur wenige Verteidiger. Muhammed wollte auch die wenigen zuerst säwächen und dann vernichten; daher stellte er seinem eigentlichen Heere die vielen Freiwilligen voran. Erst nachdem diese mit ihren Leibern die Gräben gefüllt haben werden, sollte der eigentliche Angriff beginnen. Sobald der Morgen des 29. Mai 1453 angebrochen war, erteilte der Sultan den Befehl zum Angriffe. Ein furchtbarer Angelregen entlud sich gegen die Stadt. Zwei Stunden schlugen die Verteidiger die Türken zurück, da begann der Kampf der Hunderttausende aus der eigentlichen Streitmacht des Sultans. Auch dieser Nacht wichen die Verteidiger nicht. Ihr Feuer richtete entsetzliche Verheerungen unter ihnen an. Muhammed wollte schon den Sturm aufgeben. Damit waren die 20,000 Janitscharen aber nicht einverstanden. Sie braunten vor Begierde, in den Kampf zu ziehen. Zum größten Unglück der Belagerten wurde der tapfere Justinian verunndet, so daß er sich zurückziehen mußte. Dadurch entstand eine Verwirrung unter den Verteidigern, welche die Janitscharen rasch auszunutzen. Ein großer Janitschare, Namens Pagan, bestieg zuerst die Mauer und rief aus: „Die Stadt ist genommen!“ Der Kaiser Konstantin verteidigte sich, bis ein Janitschare ihm den Kopf spaltete. So endete der letzte von den griechischen Kaisern. Jetzt stürzten die Türken wie wütige Raubtiere in die Stadt. Tausende von Griechen hatten sich in die Sophienkirche geflüchtet und die Thüren verschlossen. Jedoch gegen die Wut der Türken hält keine Beschließung stand; sie geschlagen und schändeten die Heiligthümer. Innerhalb und außerhalb der Kirche war gemordet und geplündert. Männer und Frauen werden gefesselt. Die Heute ist unbeschreiblich groß; ja sie wurde bei den Türken sogar sprichwörtlich; denn noch lange nachher sagten sie von einem Reichen: „Der ist auch bei der Plünderung Konstantinopels zugegen gewesen.“ Mit gr. hem Pomp und Aufwand hielt Muhammed am Nachmittage seinen Einzug, stauend über die Schönheit der Stadt. Er ließ die Leiche des Kaisers Konstantin auffuchen. Das

Haupt wurde zuerst auf einer Säule zur Schau aufgestellt, und dann sandte der Sultan es den Fürsten Mien's als Siegeszeichen. Als ob noch nicht genug Blut geflossen wäre, ließ Muhammed am folgenden Tage (30. Mai) die Edlen samt ihren Söhnen alle an einen Ort treiben und niederhauen. Er wollte damit jedem Aufstande vorbeugen. In die Stadt ließ er dann Bewohner aus allen umliegenden Ortschaften bringen, so daß die Bevölkerung Konstantinopels eine Mischung von verschiedenen Völkerschaften ist. Das ist das traurige Ende eines Reiches, welches 1127 Jahre bestanden hatte. —

K—s.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Tod und Leben.

Im Sommer des Jahres 1859 durchstreifte ich behufs wissenschaftlicher Forschungen in Begleitung eines gleichen Zwecks mit mir verfolgten Freundes die Schweiz nach allen Richtungen. Endlich langten wir in Chamouny an, um von dort aus den Jardin und das Mer de Glace zu besuchen.

Da wir mit letzterem den Anfang zu machen gedachten, so begaben wir uns ohne Aufenthalt nach Montanvert, übernachteten in dem einsamen kleinen Gasthose, der sich am Fuße des Berges befindet, und brachen am anderen Morgen mit dem ersten Grauen des Tages auf, begleitet von einem zuverlässigen Führer und versehen mit dem uns für einen derartigen Ausflüg nötig dünkenden Vorräten an Speiszen und Wein. Beil und Stricke, die sonst als unerlässlich geltenden Hilfsmittel derartiger Vergpartien, waren nicht mitgenommen worden, da ein Besuch des Mer de Glace im allgemeinen nicht für so gefährlich gilt.

Der Morgen war klar und glänzend und verhiess uns den besten Erfolg unseres Unternehmens. Müstig und heiter verfolgten wir daher unseren Weg, der sich zuerst etwa eine halbe Stunde längs des Mer de Glace hinzog und dann in dem mit Spalten und Trümmern bedeckten Gletscher mündete.

Obgleich die Fortsetzung unserer Reise jetzt größere Anstrengungen erforderte, erwähten uns dieselbe doch im Vergleiche zu den früher überwundenen Beschwerden so gering, daß wir unseren Führer weit voraussetzten und seinem warnenden Zurufe, wir möchten uns in acht nehmen und auf ihn warten, erst Folge leisteten, als eine breite, sich in einer Länge von ungefähr sechzig Meter vor uns ausdehnende Spalte uns den Weg verperrte.

Dieselbe endete zur Linken in einen ziemlich hinangehenden Eisbühl, den ich jedoch leicht zu übersteigen und auf diese Weise den einmal eingeschlagenen Weg ohne Aufenthalt fortzusetzen hoffte. Mich meines eisenbeschlagenen Stockes statt eines Beiles bedienend, begann ich in das Eis Löcher zu schlagen, groß genug, um den Fuß hineinsetzen zu können; noch hatte ich aber nicht die Hälfte des Hügel's auf diese Weise erklimmen, als ich mich überzeugte, daß er zu steil sei, um auf diese unzulängliche Weise erstiegen zu werden.

Ich beschloß daher umzukehren und wurde in diesem Vorzuge durch den inzwischen herbeigekommenen Führer bekräftigt, der, die unter uns gähnende Kluft mit Besorgnis betrachtend, mir zurief, es sei gefährlich, wir müssen umkehren und einen anderen Weg einschlagen.

Vorsichtig meinen linken Fuß zurücksetzend, suchte ich daher den nächsten der unter mir liegenden, durch meinen Stiefel gemachten Einschnitte zu erreichen; es gelang mir, als ich jedoch den rechten Fuß zum nächsten Schritte anstreckte, verlor derselbe den Stützpunkt, ich konnte mich an der Fläche nirgends halten und fiel — fiel rettungslos in den Abgrund hinab.

Ich vernahm noch den kellenden Schrei meines Freundes und des Führers, — was ich selbst empfand, wäre unmöglich zu beschreiben.

Von einer Eiswand gegen die andere geworfen, fühlte ich, wie ich mit jedem Augenblicke tiefer in den unermäßlichen Abgrund sank, um dort unten zerschmettert zu werden, oder eines langsameu, noch weit qualvolleren Todes zu sterben.

Plötzlich aber wurde ich im Falle aufgehallen, ich vermochte Atem zu schöpfen und den Ruf anzuhören: „Ein Strick, ein Strick!“

Durch das Warten der Vorsehung war ich auf eine kleine

Brücke aus Eis gefallen, die sich inmitten der Kluft von einer Eiswand zur anderen zog. Die schwache Stütze hatte kaum 6 Centimeter Länge und ungefähr 40 Centimeter Dicke, soweit ich überhaupt etwas zu ermessen im Stande war.

Mein Kopf hing von der einen und meine Füße von der anderen Seite herab, indes instinktmäßig, und ohne daß ich eigentlich weiß, wie es geschah, richtete ich mich empor und stand nur auf dem Vorsprung, der eine Höhlung hatte, groß genug, um einen Fuß aufzunehmen.

In diesem Augenblicke rief mir mein Gefährte zu: „Wir fürchteten schon, Ihre Stimme niemals wieder zu hören, um Gotteswillen fassen Sie Mut, um auszuhalten, bis der Führer zurückkommt, er ist nach Montanvert gegangen, um Stricke zu holen.“

„Wenn er lange bleibt, so verlasse ich diese Kluft nicht lebendig,“ rief ich zurück.

Meine Lage war schrecklich, die kleine Eisdecke war so schmal, daß ich nur mit einem Fuße darauf stehen konnte, so daß ich, während ich den anderen frei schwebend hängen ließ, genötigt war, mich mit dem Rücken gegen die eine Eiswand zu stützen, um mich mit der Hand an der anderen festzuhalten, obgleich sie glatt war wie ein Spiegel und durchaus nicht die geringste Handhabe bot. Ein Strom eiskalten Wassers rieselte auf meine Schulter herab und durchnäßte mich bis auf die Haut.

Über meinem Haupte sah ich einen schmalen Streifen blauen Himmels, der die Öffnung meines Gefängnisses einrahmte, dessen Mauern sich mit jedem Augenblicke mehr zusammenzuschließen schienen, um mich in ihrer gewaltigen Umarmung zu erlösen. In den sich unter mir ausdehnenden entsetzlichen Abgrund wagte ich kaum während einer Sekunde hinabzublicken, dennoch reichte sie hin, um mich zu überzeugen, daß hätte nicht die kleine Eisbrücke meinen Sturz aufgehalten, es für mich kein Entkommen aus dieser schauerlichen Grabeshöhle gegeben.

Ungefähr zwanzig Minuten mochte ich in dieser Stellung verharret haben. Ich blutete aus einer an der Wange erhaltenen Wunde, mein rechter Fuß war verletzt, der Linke, auf den ich mich stützte, drohte der Last und den Anstrengungen zu erliegen. Die Eiswand, gegen die ich mich lehnte, ließ mich mehr und mehr erstarren.

Ich rief meine Gefährten, doch keiner antwortete mir. Noch einmal erhob ich meine Stimme. Niemand ließ sich vernehmen.

Der furchtbare Gedanke stieg in mir auf, mein Freund sei dem Führer entgegengegangen und könne, da der Gletscher von unzähligen Spalten und Klüften gerissen war, den Ort nicht wieder auffinden, wo er mich verlassen hatte.

Diese Vorstellung hatte etwas so Niederdrückendes, daß sie lähmend auf meine physischen Kräfte wirkte; bis zum Tode erschöpft, von aller Hoffnung verlassen, kam mir der Entschluß, mich nicht länger an den schwachen Rettungsanker zu klammern und mit einemmal alle Qual zu beenden.

In diesem kritischen Augenblicke hörte ich meinen Namen rufen. Mein Freund war in der That weggegangen, um nach dem Führer zu spähen, hatte, wie ich es gefürchtet, zurückkehrend die Kluft nicht wieder auffinden können und sie endlich nur entdeckt durch die daneben liegende Tasche mit unserer Provision, die der Führer zurückgelassen hatte.

Der Führer war jetzt fünfundsredrig Minuten fort und in Anbetracht, daß wir dreiviertel Stunden gebraucht, um von Montanvert bis hierher zu gelangen, war seine Rückkunft nicht so schnell zu erwarten.

Ich sahite, daß ich mich nur noch kurze Zeit halten könnte und beschloß, mit Hilfe meines starken Messers, das ich in der Tasche hatte, selbst einen Versuch zu meiner Befreiung zu wagen.

Trotz der Abmahnung meines Freundes, den ich mein Vorhaben mittheilte, machte ich mit dem Messer einen Einschnitt in die Eiswand, hoch genug, daß ich ihn mit der Hand erreichen, und so breit, daß ich dieselbe hineinlegen konnte. Einen zweiten Einschnitt, um meinen Fuß hineinsetzen zu können, brachte ich etwa vierzig Centimeter über der kleinen Brücke an und hoffte, indem ich mich an diese beiden Stützpunkte klammerte und mit dem Rücken mich mit aller Kraft gegen die entgegengesetzte Wand stemmte, nach und nach so viele Einschnitte zu machen, um mich in die Höhe zu arbeiten, oder, was wahrscheinlich war, durch einen einzigen falschen Tritt rettungslos in die Tiefe geschleudert zu werden.

Ich arbeitete emsig an meiner zweiten Stufe, da erscholl über mir der Freudenschrei: „Der Führer kommt, begleitet von zwei Männern, welche Seile tragen.“

Jetzt hielt ich es doch für geraten, mich wieder auf meiner kleinen Brücke in eine möglichst feste Stellung zu bringen, um das Seil, sobald man es herabgelassen, ergreifen und befestigen zu können.

Jetzt sah ich es über mir schweben, aber, o des Sammers, es war zu kurz, ich konnte es nicht erreichen.

Ich verkündete dem Oberstehenden dieses Mißgeschick, wurde jedoch von ihnen mit dem Zurufe getrübt, daß sie noch ein anderes, längeres Seil besäßen.

Wirklich gelangte dasselbe auch nach wenigen Augenblicken in meine Hände, ich befestigte es um den Leib, hielt mich mit beiden Händen fest und gab das Signal.

Das Heraufziehen glückte. Eine Minute später stand ich lebend, gerettet auf dem Gletscher.

Ich hatte in jener schauerlichen Kluft fünfzig Minuten zugebracht, aber sie waren mir erschienen, wie ein Jahrhundert. Ein unbeschreibliches Gefühl der Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der mich so großer Gefahr gnädig entriß, hatte, ergriff mich und veranlaßte mich, niederzuknien und ein heißes, inniges Gebet zu ihm emporzusenden; eh ich dasselbe jedoch beendete hatte, verließen mich die Kräfte; ich ward ohnmächtig.

Als ich unter den Bemühungen meiner Retter wieder zum Bewußtsein erwacht war, schickten wir uns an, nach Montanvert zurückzukehren, bevor ich mich aber davon entfernte, warf ich noch einen Blick auf die Kluft, in welche ich beinahe lebendig begraben worden, und sah jetzt ein, daß es beinahe völlig unmöglich gewesen wäre, auf die Weise, wie ich den Versuch gemacht, aus der Grube zu entkommen.

Die Öffnung wurde nach oben viel zu breit, als daß ich, wenn es mir wirklich gelingen wäre, mich so weit emporzuarbeiten, mich mit dem Rücken hätte noch ferner an die gegenüberliegende Wand lehnen können. Ohne diesen Stützpunkt wäre es aber selbst für eine Geisse unmöglich gewesen, diese perpendikuläre Manier zu erklimmen.

Der Führer war bis zum Wirtshause gelaufen, hatte aber dort sein fernem Zwecke entsprechendes Seil gefunden und sich deshalb in höchster Angst auf den Weg nach Chamouny gemacht.

Untenwegs war er Maultiertreibern begegnet, welche ihre Tiere mit Holz beladen hatten und zwar so, daß dasselbe mit Stricken auf den Rücken derselben festgeschnürt war. Er bat sie, einem in eine Kluft gefallenen Reisenden beizustehen, und die braven Leute waren sogleich bereit, ihre Tiere abzuladen und mit dem Führer zu gehen.

Die Stricke wurden umeinandergeknüpft und waren glücklicherweise lang genug, um zu mir hinabzureichen, stark genug, um mich zu tragen.

Unterstützt von meinen Rettern kehrte ich nach Montanvert zurück, wo meine Wunden verbunden wurden und wo ich, zu Bette gebracht, in Ruhe Gott dankend und meinem Schutengel, über die Gefahr nachdenken konnte, in der sich soeben geschwebt.

K o r r e s p o n d e n z .

Sophienthal. (Gouv. Charlow.) Sophienthal war eine der blühensten deutschen Kolonien auf angekauftem Lande im Gouvernemente Charlow. Genannte Kolonie zählte 21 Wirte mit 1388 Dessj. Land, wurde im Jahre 1889 aeegründet und blühte von Jahr zu Jahr immer mehr auf. Die Ernten waren meist gesegnete, und durch Fleiß und Sparsamkeit der Wirte stieg ihr Wohlstand zusehends. Auch fand man in Sophienthal alles Gemeinnützige sehr befriedigend und in bestem Zustande.

Doch wie überall, so wuchs auch in Sophienthal mit dem Wohlstande der verderbenbringende Hochmutsdümel unter den Menschen, und ein jeder hielt sich für den Klügsten und Mächtigsten, es kam endlich so weit, daß lauter gebietende und keine hörenden Gemeindeglieder waren. Wer am ausgelassensten und unverschämtesten auftrat, erhielt zuletzt das Recht, und Sophienthal war umbenannt in Drehthal und ging den Krebsgang.

Endlich kam man — ob zum Glücke oder Unglücke — zur

Einrichtung, daß solche Mißwirtschaft zum Verderben führe, man einigte sich und verkaufte das Grundstück ohne Gebäude an russische Bauern. Um den Verkauf vorteilhafter und schneller zu beschleunigen, machte man dem Vermittler die verlockendsten Versprechungen. Weil aber das Versprechen und Halten für eine und dieselbe Person zu schwer und auch zwischen Versprechen und Geben ein großer Unterschied ist — nahm man, als der Verkauf abgeschlossen und der größte Teil der Kaufsumme erhalten war, sein Versprechen zurück und zahlte dem Makler nichts. Selbstverständlich ist das Ende vom Lied, daß der betrogene Makler alle Hebel in Bewegung setzt, um den Wortbrechern, den Verkäufern, alle möglichen Hemmnisse bei Schließung der Papiere in den Weg zu setzen. Die Sophienthaler werden ihren Wortbruch sehr teuer bezahlen müssen, denn sie stießen jetzt schon auf Schwierigkeiten, an die sie natürlich nicht gedacht haben, und nach meiner Ansicht werden sie lange warten, bis sie mit den russischen Bauern die Kaufakte geschlossen haben. Die Sophienthaler hätten also besser keinen Makler herangezogen oder wären ihrem Versprechen nachgegeben.

Die Kolonie Sophienthal, bisher eine sehr schöne Kolonie, verschwindet nun von der Bildfläche. Einige Besitzer sind schon hinweggezogen und haben die Gebäude niedergegriffen. Traurig ist es mitanzusehen, wie jeden Tag Gebäude niedergegriffen werden und an ihrer Stelle nichts als Erdhaufen zurückbleiben. Die Besitzer der Kolonie Sophienthal zerstreuen sich in alle Weltgegenden, ob sie ihrem Glücke oder Unglücke entgegengehen, weiß Gott allein. Mögen sie Glück finden, doch Hochmutsdümel und Wortbruch rate ich ihnen abzugeben, denn durch diese Laster ist Sophienthal vernichtet worden, was noch ein mancher bereuen wird! Ein Nachbar.

Kronoje. (Gouv. Samara.) Verbrechen aller Art sind heuer hierzulande in stetem Zunehmen begriffen. Es vergeht kaum ein Tag, wo nicht irgendwo etwas verschuldet wird. Diebstähle sind geradz an der Tagesordnung. Man gibt als Grund die diesjährige Mißernte an. Dazu kann man aber unmöglich folgende Greuelthat hinzuzählen, die hier am Allerheiligentage begangen und durch eine angeordnete Liebe bedingt wurde. Auf Anstiften der eigenen Frau wurde ein Mann von zwei ledigen Burtschen auf dem Kirchwege nach Hölzel mit zwei eisernen Bolzen von 8 und 10 Pfund erschlagen, und dann wurde ihm noch die Gurgel mit einem Taschenmesser durchschnitten. Darauf beraubte man ihn: 80 Rbl. Geld, eine Uhr und die Sonntagskleider. Die Mörder misant und die Frau sind bereits eingefangen, haben ihre Schuld eingestanden und sitzen jetzt in Saratow hinter Schloß und Riegel.

P r e s s k i m m e n .

Post- und Telegraphenwesen. Befanctlich sind die Mittel unseres Post- und Telegraphenwesens sehr gering, da der größte Teil der Reineinnahme davon an die Staatskasse fließt und nicht für diese Resorts verwendet wird. Dies alte Lied behandelt die „Rom. Wrem.“

„Unmöglich kann man den ganzen Ertrag an den Fiskus abführen, solange die dringenden Bedürfnisse der Bevölkerung nicht befriedigt sind. In Deutschland z. B., wo die Bevölkerung unvergleichlich viel dichter und die Entfernung zwischen den bewohnten Punkten kleiner ist, wo der Postverkehr auf eine bedeutende Entwicklungstufe gelangt ist und alljährlich für das Post- und Telegraphenwesen gegen 250 Millionen Mark verausgabt werden, begnügt sich der Fiskus mit bloßen 9% des Ertrages und stellt alles übrige dem Postresort zum Zweck der Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens zur Verfügung. Bei uns aber, wo sich das Postwesen auf einer unergleichlich viel niedrigeren Entwicklungstufe befindet, wo die Entfernungen zwischen den bewohnten Punkten nach Tausenden von Werst gerechnet werden und das Budget des Post- und Telegraphenresorts nur 30–35 Mill. (60–70 Mill. Mark) beträgt — nimmt der Fiskus die ganze Bruttoeinnahme, in der sich eine Reineinnahme von mehr als 30% befindet. Es ist klar, daß wir die übrigen Staaten nicht einholen können. Solange der Fiskus, der für das Postwesen 30–35 Mill. Rbl. auswirft, eine Reineinnahme von 15–17 Mill. verlangt, wird das flache Land stets vergessen sein, denn auch die Städte können nicht befriedigt werden.“

„Und so muß man denn wünschen, daß das Postresort die Möglichkeit erhalte, auf kommerzieller Grundlage zu arbeiten, d. h., daß es wenigstens das Recht der Verfügung über einen Teil der Reineinnahme sagen wir 20 oder 30% — bekomme, damit es diese Mittel unbedingt zur Entwicklung des Post- und Telegraphenverkehrs verwende und hierdurch die Einnahmen vermehre.“

—
Eine friedensfördernde Zeitung. In der Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, erscheint eine Zeitung, mit Namen „Finlandstaja Ga-

eta," über die sich die Petersburger Zeitung „Nowosti" folgendermaßen äußert:

„Die „Fin. Gaz." liebt alles sehr, was Zwietracht zwischen den Finnländern stiftet, und nimmt daher gern in ihren Spalten auf, was diese Zwietracht verstärken kann."

Zu der Zahl solcher Erzeugnisse gehört auch der Brief eines gewissen „Mitto," der ziemlich kurios anfängt:

„Mein Mund war schon lange offen, um etwas zu sagen, aber mir passierte daselbe beim Ziegenbock Hürki Mattis, der es nur so weit brachte, daß sein Bart zitterte, während die Worte, die sein Herr erwartete, nicht aus seinem Munde kamen. Dem Ausdruck der Augen und den Bewegungen des Kopfes entnahm Matti, daß der Ziegenbock vieles zu sagen hatte, seine Absicht aber auf keine Weise ausführen konnte. So ist es diesmal auch mir ergangen: ich wußte nicht wie ich reden sollte, damit man mich verstände." Hierauf spricht der Autor endlich aus, was er von der Sache der „gemeinsamen Arbeit" sagen möchte.

Unter anderen Angriffen auf seine Landsteute sagt er folgendes: „Die Einwohner unserer Städte sind vollständig in getrennte professionelle Gruppen zerfallen, die einander mit einem gewissen Mißtrauen und jedenfalls mit Verachtung betrachten. Sie denken, daß nur in ihrem eigenen Kreise alles gut sei, und daß dieses Gute vor jenen anderen behütet werden müßte. Da keine Einigkeit vorhanden ist, so können sie sich auch nicht gegenseitig kennen lernen und einander vertrauen. Was kann unter solchen Umständen aus den gemeinsamen Veruchen herauskommen?"

Treffend bemerken hierzu die „Nowosti":

„Die weite Verbreitung der Kenntnis des Lesens und Schreibens und der Elementarbildung beweist jedoch, daß die „gemeinsame Arbeit" der dortigen Aufklärer nicht fruchtlos ist.

Es wäre besser, wenn der Autor des Briefes auch weiterhin nur seinen Bart geschüttelt hätte; wir hätten dann eine bessere Meinung von ihm gehabt als jetzt."

Über Lihungschang schreibt die „Köln. Volksztg." folgendes:

Zu Peking ist der Mann gestorben, der sich so gern chinesischer Bismarck nennen hörte — Lihungschang, der bekannteste aller chinesischen Diplomaten, dessen Wirken einen sehr großen Teil der Geschichte Chinas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausfüllt. Europa und Amerika war er überdies persönlich nahegetreten durch seine Studienreise i. J. 1896, die in einer für Chinas Zukunft bezeichnenden Weise begann mit der Zubereitung bei der Krönung Nikolaus II. in Moskau. Lihungschang war geboren im Jahre 1823, schlug der Familienüberlieferung gemäß die Litteratur- und Mandarinentaufbahn ein und erhielt bereits 1853 die sehr ernste und langwierige Aufgabe, den für die Dynastie lebensgefährlichen Aufstand der Taiping in Mittelchina niederzuwerfen. Die Engländer halfen ihm dabei, und der endliche Erfolg bestimmte über die hervorragende Rolle, die der glückliche Held von da ab auch als hoher Beamter spielen sollte. Nach Niederwerfung von zwei weiteren Aufständen wurde er zum Vizekönig der wegen der Nachbarhaftigkeit Pekings wichtigsten Provinz, Tschili, ernannt. Dies brachte mit sich, daß alle Europäer, die ihr Geschäft irgendwelcher Art mit Peking Verbindung suchen ließ, auch Lihungschang kennen lernten, ja daß Ei in gewissem Sinne für Europa die Verkörperung Chinas wurde. Die Verbindung mit den Europäern kam seinem Bestreben, China militärisch auf eine höhere Stufe zu heben, zu statten. Er ließ seine Truppen europäisch drillen und ausrüsten und konnte so, wie das 1875 in der Frage der Nachfolge geschah, bei inneren Fragen ein schweres Gewicht in die Waagschale werfen. Besonders ist in dieser Hinsicht bekannt der romantische Sandkriech auf den Kaiserpalast in Peking, durch welchen Lihungschang dem jetzigen Kaiser Kwangsi, der damals kaum mehr als Säugling war, auf den Thron half. Es ist der jetzige Unglücksmanich, mit dem die alte Kaiserin ihr Spiel treibt. Der Krieg mit Japan kostete Lihungschang seine vizekönigliche Stellung, da er an erster Stelle für den unglücklichen Ausgang verhalten mußte. Dennoch war er die einzige Persönlichkeit, die man in China mit den abschließenden Verhandlungen in Schimonoseki betrauen konnte. Das war sehr ehren für ihn; daß er aber bald darauf nach Europa gesandt wurde, galt in China, entgegenge setzt der üblichen europäischen Auffassung, für eine Art Strafe, indem er von den Fleischtöpfen entfernt wurde. Heimgekehrt sah er seinen Einfluß durch denjenigen altchinesischer, fremdenhassender Elemente verdrängt, denen es auch zuzuschreiben ist, daß der Fremdenhaß im Jahre 1900 zu dem bekannten Ausbruch kam. Als auch hier China den kürzeren zog, mußte Lihungschang wieder ausweichen, und er that dies mit Aufbietung der ganzen ihm zu Gebote stehenden Schlaueit und Unaufdringlichkeit, durch fortgesetztes Doppelspiel, womit er bei der Eigenart der Lage denn auch Erfolg hatte. Man sagt, der jetzige Gouverneur von Schantung, Yuanjikai, werde sein Nachfolger werden."

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Vom Domkapitel auf den Bahnhof begleitet, ist S. Excellenz Unser Hochwürdigster Herr Bischof am 12. November nach dem Süden zur Kirchenkonsekration in Blumenfeld und in Selz abgereist.

Petersburg. In diesen Tagen hat die in London tagende Kommission zur Prüfung der der großbritannischen Regierung vor-

gestellten Forderungen der Privatpersonen, die von den englischen Militärbehörden aus Südafrika ausgewiesen worden, ihre Arbeiten beendet.

Zu der Zahl der vorgestellten Forderungen befanden sich unter anderem 36 von russischen Unterthanen. Die Gesuche der letzteren wurden von der Kaiserlichen Botschaft in London und dem russischen Generalkonsulat unterstützt, deren Advokat mit der Wahrnehmung der Interessen unserer Landsteute der Kommission gegenüber beauftragt war.

Nach erfolgter Resolution sind die Forderungen der russischen Unterthanen als beachtungswert angesehen und ist ihnen eine Entschädigung im Betrage von 4,100 Pfund Sterling (1 Pf. Sterling = 9 Rbl. 16 Kop.) zuerkannt worden. Das erreichte Resultat ist als sehr günstig anzusehen, da die den russischen Unterthanen zuerkannte Entschädigung prozentualiter bedeutend höher ist als von der großbritannischen Regierung den Unterthanen der übrigen Staaten gewährt.

Die Teilung der erwähnten Summen wird nur unter diejenigen Personen erfolgen, deren Forderungen von der großbritannischen Kommission geprüft worden.

Odessa. Von der Allerhöchst niedergesetzten Kommission zur Verhütung und Bekämpfung der Pest ergeht die Mitteilung, daß in der zweiten Hälfte des Oktober in Odessa zwei Erkrankungsfälle vorkamen, die mit dem Tode endigten und von den örtlichen Ärzten als pestverdächtig erkannt wurden. Seit dem Tode des zweiten Kranken, dem 26. Oktober, haben neue verdächtige Erkrankungen nicht stattgefunden. Es sind alle erforderlichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen. Zur Zeit befindet sich in Odessa ein Bakteriologe, der speziell zur Feststellung des Charakters der Krankheit dorthin abkommandiert ist.

Odessa. Über einen schrecklichen Brand in der Passage Wendelwitich berichtet die „Od. Ztg." folgendes:

Dienstag, den 30. Oktober, um 8³/₄ Uhr morgens vernahmen die Angestellten des Apothekervermagazins J. Rudnjanst, das im zweiten Stockwerk der Passage untergebracht ist, ein Klingeln, das aus der Niederlage der unteren Etage zu ihnen drang. Gleich darauf hörten sie aber auch den Ruf: „Feuer!" Im selben Moment stieg leichenblaß ein Knabe aus der Niederlage empor. Vor Schrecken vermochte er gar nicht zu sprechen, wies mit der Hand auf die Thür und eilte dem Ausgang zu. Seinem Beispiel folgten alle Anwesenden. An der Thür drang ihnen dichter Rauch entgegen. Binnen weniger Sekunden war das ganze Magazin voll Rauch. In der Passage wurden alle in die größte Aufregung versetzt. Der Besitzer des Spielwarenmagazins Soy und der Magazinbesitzer Paraschew benachrichtigten die Redaktion der „Odesskija Nowosti," von wo sofort sämtliche Feuerwehrrabteilungen mittelst Telephon vom Ausbruch des Brandes in Kenntnis gesetzt wurden. Inzwischen griff das Feuer rasch um sich und erfaßte die Mädchenschule Walz und Stawraki. Der Passagewerwalter Krawtschenko eilte nach der Niederlage Rudnjanst und fand sie in Flammen. Einsehend, daß die Paradedthür nicht mehr gangbar ist, machte er rasch die nach dem Hofe führende Thür auf. Die Schülerinnen der erwähnten Schule gerieten in furchtbaren Schrecken, schrien und ranzen verzweifelt die Hände. Krawtschenko, der dazu kam, begann die Schülerinnen herabzuwerfen, wo sie aufgefangen wurden.

Das Zammern und Schreien der Kinder drang bis auf den Soborplatz, wo sich im Nu eine große Volksmenge angesammelt hatte. Als die vier Feuerwehrrabteilungen an der Brandstätte erschienen waren, brannte das Haus schon in hellen Flammen. Ehe die Brandleitern angelegt wurden, schlugen die Flammen nach dem Schulklokal. Brandmeister Skarlato sprang auf das Fensterbrett, ergriff eine Schülerin, band sie an ein Seil und ließ sie hinunter. Eine Schülerin erklärte, daß bereits einige ihrer Kameradinnen vom Rauch betäubt wurden. Skarlato und der Wachtmeister Krivoschej fanden dann wirklich einige vom Rauch betäubte Schülerinnen. Dieselben brachte man schleunig nach den Redaktionslokalitäten der „Odesskija Nowosti," wohin sofort Ärzte gerufen wurden. In der dritten Klasse fand Skarlato die Schülerin Elisabeth Nyssit, die sich vor Schrecken unter dem Ratgeber zu bergen gesucht hatte. Sie war im bewußtlosen Zustande. Man ließ sie an einem Stricke aus dem Schulklokal herab. In der bereits erwähnten Redaktion kam sie wieder

zu sich. Sogleich begann sie zu schreien: „Wo ist meine Schwester?“ Letztere wurde vom Wachtmeister Krivoschej auf einem Stricke aus dem Schullokal heruntergelassen und fand sich auch in der Redaktion. Die Lehrerin Frau Schapilowa beförderte Starlato auch mit einem Stricke aus der Schule ins Freie. Verwundet wurde sie nach der Redaktion der „Dobrotja Nowosti“ gebracht, wo sie die Doktoren nach einstündigem Verweilen wieder zum Bewußtsein brachten. Zehn Minuten später fanden Starlato und Krivoschej noch eine ohnmächtige Schülerin; man brachte sie auch rasch nach der Redaktion, wo sich Dr. Kreisman vergebens eine ganze Stunde bemühte, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Die Arme war eine Leiche.

Zwischen nahm der Brand sehr große Dimensionen an. In der Passage selbst konnte man einen Schritt vor sich nichts mehr unterscheiden.

Um nach 10 Uhr stand das ganze Magazin Rudnjanskis in hellen Flammen, auch die Hutverkleide der Frau Bondarskaja fing um diese Zeit zu brennen an. Binnen einer halben Stunde brannten gleich einem Scheiterhaufen der ganze Flügel.

Das Konfektionsmagazin Polonjiskis wurde auch vom Feuer erfaßt, und man begann aus den Fenstern dieselben teure Stoffe und Sachen zu werfen. Die Möbel ließ man auf Stricken durch die Fenster. Ehe die Feuerwehr in der Wohnung Polonjiskis die Löscharbeit begann, wurden das Schuhwarenmagazin Weinberg's, das Schreibpapiermagazin Gesselle und das Magazin goldener Waren W. De-More's von allen Seiten von den Flammen umfungen.

Die Feuerwehr bemühte sich, die Magazine Lewinson's, Schanus, die Wirthhandlung Seltmann's und die Buchhandlung G. Kospopow vor dem Brande zu bewahren.

Um 11 Uhr drang das Feuer nach der vierten Etage und erfaßte die Wohnung der Frau Puriz. Deren alter Vater konnte nur mit Mühe gerettet werden. In dieser Wohnung verzehrte das Feuer alles, dann drang es nach der Wohnung des englischen Unterthanen Lemm, von da nach der inneren Passage. Das Feuer erfaßte die Wohnung des Photographen Antonopulo und jene des Fischeles. Das Feuer brütete sich bis zum Turm auf der Seite der Deribas-Str. aus, erfaßte die Statue des Merkur, die auf das Trottoir herabstürzte.

Um 12 Uhr langten die Kosjaken und eine Kompanie des Subjunktischen Infanterieregiments zwecks Bewahrung des Eigentums an der Brandstätte an. Viele Sachen wurden nach dem Stadtgarten und nach dem Hotel de France gebracht. Um 12 Uhr wurde es bekannt, daß vom Kvierrauscher des Boulevardrivers Poltawtschenko in der Schule Balz und Stawraki eine tote Schülerin gefunden wurde. Sie wurde als Schapiro, 10 bis 12 Jahre alt, anerkannt.

Das Feuer erfaßte das Dach und bedrohte auch die entgegengesetzte Seite der Passage. Das Eigentum wurde aus den Zimmern entfernt. Beim Hinaustragen desselben waren viele Studenten recht thätig.

Der Brandmajor Lund und der Brandmeister Starlato zogen sich beim Löschen Verletzungen zu. Von den Feuerwehrleuten wurde besonders M. Skowaltchuk stark verletzt und mußte nach dem städtischen Hospital gebracht werden. Nicht schwere Verletzungen erhielten mehrere Feuerwehrmänner und die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr Herzberg und Salzmann und der Sekretär des italienischen Konsulats Wintcheppi. Gegen 1 Uhr nachmittags ließ das Feuer ein wenig nach. Die Magazine Weinberg's, Gesselle's, De-More's, Parasakowa-Borisjows, Lewinson's, Schapus, Seltmann's und Kospopow's wurden vor der Einäschierung bewahrt. Sie alle wurden jedoch durch Wasser beschädigt, und die Eigentümer erlitten bedeutende Verluste.

Der Brand entstand infolge der Fahrlässigkeit eines Knaben, der beim Besizer des Apothekerverwarenmagazins bedienstet war. Er warf im Magazin ein brennendes Zündhölzchen weg, wodurch die dort befindlichen Waren Feuer fingen. Das städtische Krankenhaus und das Hotel Kreuz schickten ihre Wagen zur Passage. Beim Löschen leisteten die Dampfmaschinen, welche von der Hafenverwaltung und der Zuckerraffinerie dem Herrn Lund zur Verfügung gestellt wurden, gute Dienste.

Das Ganze Mendelewitsch war in der Nordischen Versicherungsgesellschaft für 500,000 Rbl. und in der „Kosjija“ für 250,000 Rbl. versichert.

b) Ausland.

Rom. Der Kammerdiener des Papstes ist in der letzten Zeit die am meisten mit Fragen über den Gesundheitszustand Leo's XIII. beströmte Persönlichkeit im Vatikan. Pio Centra weiß übrigens nach Art der Diplomaten sich geschickt aus der Schlinge zu ziehen und hat stets eine passende Antwort bei unbescheidnen Fragen auf Lager. Nur dann läßt ihn seine Ruhe im Stich, wenn er gefragt wird, ob der Papst wirklich krank sei. „Was? Krank?“ brummt er dann zornig in seiner Mundart, „das sind alles so Erfindungen der Blätter. Se. Heiligkeit befindet sich so gut wie wir beide. Ich verstehe nicht, wie man nur sagen kann, der Papst sei krank!“ Das ist so ungefähr alles, was man aus ihm, der dem Hl. Vater nun schon seit 30 Jahren ein wirklich treuergebener Diener ist, herausbringen kann. Pio Centra, ebenfalls aus Carpinetto gebürtig, bewohnt mit seiner Familie einen kleinen Anbau in der Nähe des Damaskushofes. Jeden Morgen um 5 Uhr erhebt er sich von seinem Lager, um sich dann in die ziemlich entfernt gelegenen päpstlichen Privatgemächer zu begeben. Punkt 6 Uhr betritt er das Schlafzimmer des Hl. Vaters, dem er beim Aufstehen und Ankleiden sorgsam zur Hand geht. Den Tag über verläßt er den Papst kaum, höchstens während der Audienzstunden. Spät in der Nacht erst sucht er sein bescheidenes Lager wieder auf. Es ist selbstverständlich, daß Leo XIII. seinem treuen Diener immerdar ein familiäres Wohlwollen bezeigt, und mitunter macht auch wohl Pio Centra sein Ansehen dem Papste gegenüber geltend, indem er ihn daran gemahnt, ja genau die Vorschriften seines Leibarztes Dr. Lappont zu befolgen.

Spanien. Die spanischen Kulturkämpfer und Kirchenhasser wollen jetzt auch den jungen spanischen König, der noch nicht einmal großjährig ist, unter ihren Einfluß bringen und scheuen sich nicht, Forderungen aufzustellen, die nichts anderes bezwecken, als in das Gemüt des jungen Königs den Haß gegen Religion und Kirche einzupflanzen. — In der Deputiertenkammer führte Alba darüber Klage, daß die Erziehung des Königs zu religiös (!) sei. Es würde besser sein, die militärische Seite derselben mehr zu berücksichtigen und ihn mehr auf die Bedürfnisse des Landes aufmerksam zu machen. Seitens der Regierung wurde erwidert, die Erziehung des Königs werde im Hinblick auf eine glänzende Zukunft Spaniens geleitet. — Die Annäherung der kirchenfeindlichen Liberalen kennt eben nirgends eine Grenze, alles soll sich ihren Parteinteressen unterordnen.

Konstantinopel. Die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei ist nunmehr offiziell erfolgt. Wie aus Konstantinopel telegraphirt wird, wurde Montag, den 11. November, auf der französischen Botschaft zum erstenmal seit dem 26. August wieder die Flagge gehißt. Zugleich wurden die Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei wieder aufgenommen. Der Botschaftsrat Papst stattete am Nachmittag dem türkischen Minister des Außern einen amtlichen Besuch ab.

Holland. Nach der Wirthschaft eines liberalen Kabinetts kam vor kurzem ein christliches Ministerium aus Auler, dessen Wirkungen sich bereits leise fühlen lassen.

Während unter der liberalen Herrschaft Bürgermeister, Notare, offizielle Delegierte nur aus den Anhängern des Liberalismus gewählt wurden, weiß das Ministerium Kupper seine Leute auch aus Christen, nämlich gläubige Christen zu wählen; die Liberalen glauben allerdings — wie überall übrigens — daß nur sie die Weisheit gepachtet hätten. Man glaube selbst, die Bildung eines antiliberalen Kabinetts sei gar nicht möglich, einfach weil die vereinigten christlichen Parteien über die notwendigen Elemente nicht verfügten. Und nun sind sie gezwungen anzuerkennen, daß nicht nur die neuen Minister Männer von Talent und großen Fähigkeiten sind, sondern daß auch die zweite Kammer in der Wahl des Präsidenten, des Baron Rodenp, eines überzeugten Christen, eine sehr glückliche Wahl getroffen hat. Unterdeffen kann sich der Liberalismus noch gar nicht daran gewöhnen, daß seine Anhänger den Vorrang verlieren bis hinauf in die höchsten Stellen. Die zweite Kammer mußte in diesen Tagen der Königin die Liste von drei Kandidaten für den vörsigen Verdragspost präsentieren. Der Erstvorragene war Jontherr Van Swinderen, ein christlicher Rechtsgelehrter, dessen Werke in Frankreich, Italien, Dänemark, Deutsch-

land in juridischen Kreisen sehr geschätzt sind. Trotzdem ging wegen dieses Vorschlages der Sturm im liberalen Lager los. Allerdings muß es wehe thun, wenn es gewagt wird, in eine bisher durchwegs den Liberalismus gehörende Domäne, wie der oberste Gerichtshof war, eine Wreche zu machen. Aber die Regierung fährt fort zu thun, was gut und gerecht ist, und läßt die Liberalen belien.

Litterarisches.

Erklärung des heiligen Messopfers von P. Martin von Cochem.

416 Seiten. Preis gebunden 1 Rubel ohne Übersetzung. Zu haben bei S. Schekhorn u. Ko. in Saratow.

Vor 189 Jahren scheid in Waghäusel unweit der Stadt Bruchsal (in Baden) der fromme Priester Martin von Cochem aus dem Leben. Er ist beim katholischen Volke stets im Andenken geblieben, weil er so schätzenswerte Bücher für dasselbe geschrieben hat. In wie vielen Tausenden Exemplaren ist der allbekannte „Große Myrthengarten“ verbreitet? Unzählige christliche Seelen haben dieses Buch benützt und senden noch fortwährend ihre Gebete nach demselben zum Himmel empor. Desgleichen ist ein anderes Buch des beliebten Verfassers für zahlreiche Seelen eine Quelle vieler Gnaden geworden. Dieses ist die „Erklärung des hl. Messopfers.“ Das hl. Messopfer hat ja einen unendlichen Wert. Es ist ein unerlöschlicher Gnadenquell. Doch dieser so teure Gnadenquell wird von sehr vielen verkannt. Viele schätzen ihn gering, bemühen sich nicht in geringsten, daraus zu schöpfen, wohnen nicht einmal an gebotenen Tagen der hl. Messe bei, geschweige denn, daß sie an Werttagen sich dieser Gnabe teilhaftig machen. Was ist die Ursache davon? Größtenteils die Unwissenheit. Was man nicht kennt, das rechnet man nicht. Wer keinen Begriff von dem erhabenen Messopfer hat, dem ist es ganz gleichgültig, ob er eine hl. Messe anhört oder nicht. Was für einen unbeschreiblichen Schaden hat aber ein solcher an der Seele! Es ist daher notwendig, rastlos daran zu arbeiten, daß das hl. Messopfer immer mehr erkannt werde. Dazu kann das obengenannte Buch sehr viel beitragen. Wer diese Messerklärung auch nur einmal aufmerksam durchliest, der wird sich sicher fleißig in die hl. Messe gehen, wenn er es auch bisher daran hat fehlen lassen. Ein jeder aber, der bereits die Gewohnheit hat, der hl. Messe öfters beizuwohnen, findet in dem Buche noch über vieles Aufklärung. Ihm wird es recht klar werden, welchen Wert die hl. Messe hat, und wie man dieselbe für sich und zum Besten anderer anwenden soll. Die Messerklärung von Cochem verdient daher die größte Verbreitung, besonders in Pfarreien, wo das Anhören der hl. Messe mehr oder weniger vernachlässigt wird. Das Buch sollte in jeder Familie vorhanden sein. An den langen Winterabenden oder auch sonst könnte daraus vorgelesen werden, das würde den größten Nutzen bringen. Es ist ganz einfach geschrieben, so daß es jeder verstehen kann. Der Preis ist auch ein sehr niedriger. Schafft euch also dieses Buch an und lest fleißig darin, ein großer Nutzen wird sicher der Lohn dafür sein.

Schlagen wir das Buch an einer beliebigen Stelle auf und sehen wir einige Stellen daraus hierher. Wir lesen die Seite 215 und lesen dort: „Der eine heilige Messe bei Zeiten für sich lesen läßt, läßt sich von der Strafe, welche er für seine Sünden verschuldet hat, viel mehr ab, als wenn er nur eine heilige Messe hört. Denn die ganze Genugthuung oder die Verdienste der hl. Messe gehören ihm und werden ihm von Gott und dem Priester zugeeignet. Wie viele Strafen aber diese Genugthuung auslöscht, hat Christus seiner Kirche nicht geoffenbart; dennoch ist es gewiß, daß dieselbe sehr kostbar ist und viele noch übrigen Schulden bezahlet. Wenn aber der, welcher die hl. Messe für sich lesen läßt, bei derselben anwesend ist, so erlangt er noch viel größere Verdienste nach dem Zeugnisse des gelehrten Macchianus: „Wer eine hl. Messe für sich lesen läßt, zieht daraus viel größeren Nutzen, wenn er der Messe beiwohnt, als wenn er abwesend ist. Denn obgleich er abwesend den Nutzen erhält, welchen der Priester ihm zueignet, so wird ihm doch jenes Verdienst nicht zu teil, welches ihm gebührt, weil er der hl. Messe beiwohnt.“ Für gewöhnliche Leute will ich hier eine Lehre anfügen, die vielen unbekannt zu sein scheint. Wenn du nämlich eine hl. Messe lesen läßt zu Ehren eines Heiligen, oder um Erhörnung einer Bitte oder Abwendung eines Übels, so bestellst du die hl. Messe in einer bestimmten Meinung, die du im Sinne hast, denkst aber nicht daran, sich selbst oder einem anderen die Genugthuung oder das Verdienst der hl. Messe zuzueignen. Wenn nun der Priester auch nicht daran denkt, und die Genugthuung der hl. Messe niemandem zuwendet, so kommt dieselbe wahrscheinlich in den Schatz der Kirche, es sei denn, der liebe Gott eigne sie, in Ansehung der Einsicht der Leute, diesen zu. Wenn du also eine hl. Messe zu Ehren eines Heiligen oder für ein gewisses Anliegen lesen läßt, so denke allezeit daran, die Genugthuung oder das Verdienst der hl. Messe dir vorzubehalten oder zuzueignen. So hast du den doppelten Nutzen von einem solchen hl. Messopfer; denn du erbst den Heiligen, zu dessen Ehren du die hl. Messe lesen läßt und bezahlet auch viel von den Strafen, die du für deine begangenen Sünden zu leiden schuldig bist. Läßt du aber eine hl. Messe um Erhörnung einer Bitte lesen, so wirst du erörtert werden, wenn es zu deinem Seelenheile gereicht und bezahlet auch einen guten Teil deiner noch übrigen Schulden. Beachte dies wohl, so oft du eine hl. Messe lesen läßt, weil viel daran gelegen ist.

A u e r l e i.

Ein verblüffendes Zahlenrätsel gab der Rechenkünstler Dr. Ferrol in einem Vortrage in Berlin zum besten. Durch ein einfaches Rechenexempel gelangt man zu einer Summe, welche das in Frage stehende Geburtsdatum zahlenmäßig darstellt. Nehmen wir als Geburtstag einer Person z. B. den 5. Oktober 1854 (5. Tag, 10. Monat, 54), so stellt sich das Exempel, wie folgt: Man multipliziert Tag und Monat, als eine Zahl geschrieben, mit 2; also 510×2=1020, addiere dazu die Zahl 7=1027, nehme diese Zahl ×50=51350, zähle dazu 15 und +54 abgekürzte Jahreszahl, hier also =69, ergibt 51419, und subtrahiere davon endlich die Anzahl der Tage im Jahr (365), bleibt Rest 51054, also „5. 10. 54“, welche Zahlen das gewünschte Datum darstellen. Der Leser wird sich sehr leicht überzeugen können, daß dieser Zahlenrätsel sich mit jedem Geburtsdatum vornehmen läßt.

Briefkasten.

P. W. K.-F. „Kl.“ kostet jährl. 3 Rbl. 2 Rbl. sind Ihnen zu gut geschrieben. Darf man sie vielleicht für die hiesige Kirchenschule verwenden, die nächstes Frühjahr restauriert werden muß. Oder welche Bestimmung beabsichtigen Sie diesem Überfluß zu geben?
Fr. D. N. 2 des diesjährl. „Kl.“ ist Ihnen mit dieser Nummer abgesandt.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsth.

Magazin-Niederlage

Iwan Dawydow

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

— Speziell —

Farben, Lacke, Firnisse,

alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher.

Priskurante und Anskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

Spezieller Magazin

mit

Farben, Lacken, Firnissen,

Droguerie-

und Schiffswaren

und

allem Zubehör für Maler.

Rawel Petrowitsch

Aforow

Klein- u. Großhandel

Saratow,

Moskauer Str., unter dem

Bezirksgericht.

Telephon № 511.

Schreibentafeln-Niederlage

A. J. Fedin

u. **B. J. Pokrowski**

Alexandrerstr., Haus 1110, ober-

halb des Theaterplatzes u. zw.

Deutschen Straße.

Telephon № 422.

Feuerglas der Fabrik

W. A. F a s c h k o w

im Magazin **J. J. Kell**

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer

Str., zwischen der Titowstr. u. Alexand.

Spezieller Handel

mit böhmischen, halbweißem u. mat-

tem Glas. Ebenso ist reich zu haben:

Farben-Muller- u. Spiegelglas, Spie-

gel verflocht. Fabrikten, Diamanten zum

Glascuschneiden, Honomieselachen aus

Guss, Silberrahmen, Bilder, Lam-

pengläser u. dgl.

Klein u. Großhandel.

Alles zu Fabrikpreisen.

Telegraphadresse: Saratow-Verf.

Telephon № 459.

Lehrer- u. Kantorstelle frei.

Gehalt 500 Rbl. jährl. nebst Quartier u. Beheizung.

Personen mit Zeugnissen mögen sich wenden an P. S. Weilmann Ст. Повное, Самар губ. с. Мариенбург.